

# Zu den Merkmalen der gesprochenen deutschen Sprache in Rumänien<sup>1</sup>

*Von Mihai Isbășescu, Ruth Kisch und Heinrich Mantsch*

In Siebenbürgen, der größten und beständigsten mittelalterlichen deutschen Sprachinsel überhaupt, wird nicht selten, besonders von der unbefangenen Landbevölkerung, die Meinung geäußert, daß man das richtige Deutsch hier spreche, nämlich jenes Deutsch, wie man es im Rundfunk höre und wie es im Buche stehe, denn es sei so, daß jeder es verstehen könne, während man das von Deutschen und Österreichern gesprochene oft nur mit Mühe und in manchen Fällen überhaupt nicht verstehe. Aber auch von den Banater- bzw. Sathmardeutschen hört man, daß in Siebenbürgen ein der Schriftsprache näherliegendes Deutsch gesprochen werde als bei ihnen.

Woher diese Meinung?

Sie ist offenbar auf die besonderen Verhältnisse zurückzuführen, die in dieser Sprachinsel<sup>2</sup> den einzelnen Sprachformen ihr Gepräge geben. In einer Grobeinteilung bewegen sich diese auf zwei Ebenen, die für Siebenbürgen durch das Paar (Siebenbürgisch-) Sächsisch-Deutsch, für das Banat durch Schwäbisch-Deutsch am besten gekennzeichnet werden können. Mit dem ersten Glied der beiden Paare wird jeweils die betreffende Mundart bezeichnet, die den Namen Volkssprache

<sup>1</sup> In Rumänien leben heute etwa 400 000 Deutsche, das sind 2% der Gesamtbevölkerung. Davon bilden die Siebenbürger Sachsen und die Banater Schwaben die beiden größten Sprachgruppen. Hinzu kommen noch kleinere Sprachinseln im Gebiete um Sathmar, in Oberwischau, in Bukarest und vereinzelt noch in anderen Städten und Landstrichen. In den Gebieten mit zahlreicher deutscher Bevölkerung ist der Unterricht in der Muttersprache nicht nur für die Grundschule, sondern auch für das Lyzeum bis zur Reifeprüfung verfassungsmäßig gesichert.

<sup>2</sup> Zum Problem der Sprachinseln vgl. KLEIN, KARL KURT: Hochsprache und Mundart in den deutschen Sprachinseln. In: *Transsylvania. Gesammelte Abhandlungen und Aufsätze zur Sprach- und Siedlungsforschung der Deutschen in Siebenbürgen*, München 1963, S. 311–339 (mit weiterer Bibliographie); Die deutsche Sprache. Kleine Enzyklopädie, Bd. 1, Leipzig 1969, S. 291 ff. Vgl. auch BACH, ADOLF: *Geschichte der deutschen Sprache*, Heidelberg 1965, S. 397 ff.; MOSER, HUGO: *Deutsche Sprachgeschichte*, Tübingen <sup>5</sup> 1962, S. 192 ff.; THIERFELDER, FRANZ: *Die deutsche Sprache im Ausland*. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*, hrsg. von W. Stammer, Bd. 1, Berlin <sup>2</sup> 1957, Sp. 1397 ff.

seiner ganzen Tiefe nach ausfüllt. Der Begriff Deutsch muß zunächst global als jene Sprachform gefaßt werden, die der Mundart gegenübergestellt ist und mit der die Gebrauchssprache im Rahmen der muttersprachlichen Zweisprachigkeit bei den Siebenbürger Sachsen beispielsweise als die nicht-sächsische bezeichnet wird. Dann vereinigt dieser Begriff all jene Zwischenstufen, die man auf einer Skala der Hoch- und Umgangssprache als Hochdeutsch, Schriftdeutsch, als Schuldeutsch, Beamtendeutsch, Kanzelsprache, Vortragssprache, Siebenbürger- bzw. Banater-Deutsch, „Kucheldeutsch“, Bauerndeutsch usw. eintragen müßte<sup>3</sup>.

Im folgenden sollen einige Merkmale des in Rumänien gesprochenen Deutsch vorgestellt werden, ohne daß dabei der Anspruch erhoben wird, alle Probleme, die sich aus diesen Sprachverhältnissen ergeben, aufgezeigt zu haben. Wir behandeln in erster Linie das von der siebenbürgisch-sächsischen Bevölkerung gesprochene Deutsch und ziehen Belege aus den anderen rumäniendeutschen Sprachgebieten nur zum Vergleich heran. Den Ausgangspunkt bildet dabei die Hochsprache, doch können wir uns, so wie die Dinge hier liegen, nicht bloß auf sie beschränken, sondern müssen auch auf die darunterliegenden Formen zurückgreifen, um die Sprachgegebenheiten in ihren realen Verhältnissen darzutun.

Für das Verständnis rumäniendeutscher Sprachverhältnisse ist der Hinweis wichtig, daß jeder Sprecher mindestens zweisprachig aufwächst, sich aber oft auch in einer dritten Sprache gut ausdrücken kann. Hinzu kommt, daß die Landbevölkerung und auch ein Teil der Stadtbevölkerung sowohl in Siebenbürgen als auch im Banat im täglichen Verkehr innerhalb der Sprachgemeinschaft sich der betreffenden Ortsmundart oder einer dieser übergeordneten Koine bedient<sup>4</sup>. Deutsch ist für die Grundschicht mehr oder weniger eine Gelegensprache, die von den meisten erst in der Schule fast als eine Art Fremdsprache erworben wird. In der Schule aber lernt man es „nach der Schrift“ und ist bemüht, es auch nach dem Schriftbild auszu-

<sup>3</sup> Eine eingehende Untersuchung der einzelnen Sprachformen des Rumäniendeutsch liegt noch nicht vor. Sie wäre um so dringender, als eine solche Studie nicht nur die Stellung der einzelnen Sprachformen im gesamten Sprachgefüge zueinander offenbaren würde, sondern auch wichtige Aufschlüsse über deren Wirkung und Möglichkeiten zu ihrer Pflege geben könnte.

<sup>4</sup> In diesem Zusammenhang ist auch zu betonen, daß das Siebenbürgisch-Sächsische wesentlich stärker vom Neuhochdeutschen abweicht als das Banater- bzw. Sathmarschwäbisch, was auch erklärt, daß der mundartliche Einfluß bei den Sprachträgern der letztgenannten Gruppen bedeutend stärker ist.

sprechen<sup>5</sup>. Eine deutsche Umgangssprache wird hauptsächlich von der Stadtbevölkerung gesprochen, und zwar in Siebenbürgen in größerem Ausmaß erst seit Beginn dieses Jahrhunderts.

Das in Rumänien gesprochene Hochdeutsch findet seine Verwendung in Schule und Kirche, bei kulturellen Veranstaltungen wie Theater, Vorträgen, Rundtischgesprächen sowie in Rundfunk und Fernsehen. Es wird aber auch bei weniger offiziellen Anlässen von Gebildeten gesprochen. Dabei verschwinden die Sprechereigenheiten, die in der regionalen Umgangssprache sehr stark ausgeprägt sind und es dem Hörer ermöglichen, den betreffenden Sprecher seiner Sprachgruppe ohne weitere Schwierigkeiten zuzuordnen, in der Hochsprache fast gänzlich und es ist oft unmöglich, den Sprecher nach seinem Herkunftsgebiet zu bestimmen.

Im allgemeinen kann man annehmen, daß die Norm des Hochdeutschen in allen Bereichen in ihren wesentlichsten Zügen realisiert wird. Einschränkend stellen wir aber fest, daß das, was man im binnendeutschen Sprachraum allgemein als Hochsprache bezeichnet, sich nicht genau mit der Vorstellung deckt, welche die Deutschsprecher in Rumänien von diesem Begriff haben. Hier muß der Rahmen der hochsprachlichen Form, wie angedeutet, etwas breiter gesteckt werden, denn er enthält auch manche Elemente, die der Umgangssprache näher liegen oder sogar zur mundartlichen Sphäre zählen.

Auch die Haltung der Sprachgemeinschaft gegenüber der Norm der Hochsprache ist unterschiedlich. Während das grammatische System bis auf geringe Ausnahmen oder Zweifelsfälle durchaus befolgt wird und man auch in der Schrift bemüht ist, die orthographischen Regeln nach Duden einzuhalten, ist dieses Bewußtsein bezüglich der Hochlautung durchaus nicht so stark ausgeprägt. Nicht nur, daß viele Gebildete nichts davon wissen und auch ganz unbefangen so sprechen,

<sup>5</sup> Bemerkenswert ist, daß gerade die besten unter den siebenbürgischen Schulmännern sich bewußt immer wieder bemüht haben, das sprachliche Niveau der Schule zu heben. Daher ist es kein Zufall, daß schon 1903 ein ausführlicher Aufsatz von ANDREAS SCHEINER über: Die deutsche Bühnensprache und unser Schuldeutsch. In: Vierter Jahresbericht der ev. Volksschule A. B. in Medgyes (Mediasch) 1902/1903 erschienen ist, in dem die wesentlichsten Forderungen der deutschen Bühnensprache bereits im Sinne einer gemäßigten Hochlautung für den Gebrauch in den siebenbürgischen Schulen dargelegt und empfohlen werden. Dabei warnt SCHEINER ausdrücklich vor der Weiterbildung des Schuldeutsch in einer Richtung, „die in der Heimat der deutschen Sprache ausdrücklich abgelehnt wird“ (S. 37 f.). Dreißig Jahre später erschien ein Erlaß des Landeskonsistoriums, der „Richtlinien für die Erzielung eines einheitlichen siebenbürgischen Schuldeutsch“ (veröffentlicht in den Kirchlichen Blättern Nr. 3 vom 19. Januar 1933) zum Gegenstand hatte. In demselben Jahr nahm auch BERNHARD CAPESIUS in seinem Aufsatz: Probleme siebenbürgisch-deutscher Aussprache-regelung. In: Siebenbürgische Vierteljahresschriften, 1933, S. 205–211 zu dieser Frage Stellung.

wie sie es in der Schule gelernt und immer schon gehört haben, sondern sie verurteilen oft einen Sprecher als überheblich, wenn er sich durch seine gepflegte Sprechweise von der Umgebung abhebt<sup>6</sup>.

Ebenso erhalten Wortschatz und Idiomatik gegenüber dem Binnendeutschen eine für Sprachinseln typische Ausprägung, die einerseits durch die Mehrsprachigkeit bedingt wird, andererseits auf mundartliche Elemente zurückgeht<sup>7</sup>. Außerdem läßt sich in manchen sprachlichen Bereichen eine gewisse Armut feststellen. Es fehlt an Elastizität im Ausdruck; die Synonyma werden seltener und in geringem Ausmaß gebraucht, während die Semantik oft auf die Hauptbedeutung der Wörter beschränkt bleibt (z. B. das Verb *begegnen*: man begegnet immer nur Menschen, nie einer Sache). Auch ist eine gewisse Enge im Gebrauch syntaktischer Fügungsmittel festzustellen. Dies besonders in der Verwendungsweise von Präpositionen und Konjunktionen, aber auch von Syntagmen. Eine Begründung dafür liegt in dem Umstand, daß diese Sprache, wie schon erwähnt, hauptsächlich durch die Schule vermittelt wird und dann bei zahlreichen Sprechern auf diesen Stand an Sprachkönnen beschränkt bleibt.

Die Schulsprache ihrerseits steht aber stark unter dem Einfluß der Schriftsprache, besonders der Literatursprache des 19. und beginnenden 20. Jhs., was dazu führt, daß dieses Deutsch etwas hinter der neusten Sprachentwicklung im binnendeutschen Raum zurückbleibt. Das geht so weit, daß man ihren Sprachträgern manchmal ein „archaisches“ Sprachgefühl nachsagt.

Die vorliegende Untersuchung stützt sich auf ein Material, das im Rahmen des Linguistikinstituts zu Bukarest, in den Jahren 1968–1971 einerseits als Ergänzung zu den Dialektaufnahmen des Siebenbürgisch-Sächsischen registriert, andererseits während einer Sonderfahrt ins Banat, in das Sathmarer Gebiet und nach Oberwischau erhoben wurde. Aufgenommen wurden insgesamt 86 Sprecher. Davon wählten wir die Texte von 16 Vertretern verschiedener Altersstufen und Berufsgruppen aus, von denen man sagen kann, daß sie den Durchschnittsprecher repräsentieren. Nach Sprachgebieten verteilen sie sich folgendermaßen: für das Siebenbürger-Deutsch 9, Banater-Deutsch 2,

<sup>6</sup> So werden beispielsweise die Bewohner von Braşov (Kronstadt) zuweilen verlacht, weil sie, hier als regionale Besonderheit, die Vorsilben *be-* und *ge-* zufällig normgerecht als *bə-* und *gə-* aussprechen.

<sup>7</sup> Z. B. können Wörter und Ausdrücke, die im binnendeutschen Sprachraum der Mundart angehören, hier ohne weiteres als hochsprachlich angesehen werden, wie *Schluß* für *Taille* oder *Schanz* für *Graben*, *Kanal*.

Sathmarer-Deutsch 2 und das Deutsch von Oberwischau 3 Gewährsleute. Von der Gesamtzahl gehören 9 Sprecher der Stadtbevölkerung an und 7 der Landbevölkerung.

Es wurden nur frei gesprochene Texte aufgenommen mit meist erzählendem Charakter: Erlebnisse, Märchen, Schilderungen von Brauchtum sowie Beschreibungen einiger Arbeitsgänge. In zwei Fällen wurden auch Gespräche registriert. Die Sprecher waren auf die Aufnahme nicht vorbereitet, sie wußten aber, daß sie vor dem Mikrophon sitzen. Unserem Zweck entsprechend akzeptieren wir mit HUGO STEGER „praktischerweise nur Sprache (. . .), die gesprochen wird, ohne in Vers, Reim, Melodie oder vergleichbar fester Bindung zu stehen; auch wenn es sich um immer unschriftliche Formen und Formeln handelt“<sup>8</sup>. Daraus entnehmen wir vor allem den Hinweis, daß in der gesprochenen Sprache auch solche Formen als richtig gelten können, die schriftsprachlich nicht fixiert wurden.

Bei der im System der API durchgeführten Transkription der Texte ergab sich wieder einmal die Unzulänglichkeit jeder schriftlichen Umsetzung eines sprachlichen Klangbildes. In den meisten Fällen blieb daher das Schriftbild knapp im Rahmen der orthoepischen Norm, obwohl der Text klanglich eine dialektale oder zumindest regionale Färbung aufweist. Der Grund dafür liegt in der Unmöglichkeit, die konstitutiven Faktoren mit den Mitteln der Ohrenphonetik einigermaßen befriedigend zu erfassen und in einem entsprechenden System zu notieren. Experimentalphonetische Untersuchungen wurden aber bisher in Rumänien weder für die hier gesprochenen deutschen Mundarten, noch für die deutsche Sprache durchgeführt.

Diesem Umstand muß Rechnung getragen werden bei den folgenden Ausführungen über die Aussprache des in Rumänien gesprochenen Deutsch.

Ganz allgemein und in sämtlichen deutschen Sprachgebieten unseres Landes verbreitet ist:

- die offene Aussprache des Murmel-*e* im Auslaut: *di:z* , *hat* , *ka:ln̩e* , *na:m̩e* , *stl̩m̩e* ;
- die offene Aussprache des Murmel-*e* in den Vorsilben *be-* , *ge-* : *bema:lt* , *bemerkt* , *begr̩f* ; *gebo:r̩n* , *gelernt* , *geza:kt* ;
- die Verwendung des Murmel-*e* in den Vorsilben *ent-* , *er-* , *ver-* , *zer-* :

<sup>8</sup> STEGER, HUGO: Gesprochene Sprache. In: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Sprache der Gegenwart, Bd. 1, Düsseldorf 1967, S. 262.

*antlay, antʃaldən, antʃandən; ərfolk, ərge:bən, ərtse:lən; fərbʀaltən, fərlasən, fərtsalən; tsərbreçən, tsərralsən, tsərstø:rən;*  
 – das überkompensierte *e* in den geschlossenen Endsilben *-el, -en, -er*, die besonders von Schulkindern so gelautet werden, daß zuweilen sogar der Hauptakzent des Wortes darauf fällt: *mɛ:ˈdəl, knø :ˈdəl, le:ˈbən, za:ˈgən, le:ˈrər*.

Geschlossene Stammsilbenvokale werden, besonders im Banat, vorwiegend offen ausgesprochen. Dies gilt hauptsächlich für das lange *e* vor *r*. Die Spanne seiner Realisierung reicht vom *e*: über *ɛ*: bis zum ganz offenen *æ*:, z. B. *le:rər* – – – *lɛ:rər* – – – *læ:rər, mɛ:r* – – *mɛ:r* – – – *mæ:r, zɛ:r* – – – *zɛ:r* – – – *zæ:r*.

Zugleich mit der offeneren Aussprache verändert sich in bestimmten Wörtern auch die Vokalquantität. So hört man fast immer: *vært, ærde*. Aber auch bei *i-*, *o-* und *u-*Lauten ist die Öffnung ein fast allgemeines Phänomen, wobei für zahlreiche Wörter auch Kürzung der Längen eintritt<sup>9</sup>. So sind die *i*-Laute in: *mɪr, dɪr, vɪr* immer kurz, wenn der Satzaccent nicht auf das betreffende Wort fällt. Das lange geschlossene *u* wird, in Siebenbürgen, in den Wörtern *hustən, rus* immer kurz gesprochen, während umgekehrt die Vorsilbe *un-* allgemein lang realisiert wird: *u:ngɛfɛ:r, u:nglɪk*. Die Umlaute *ö* und *ü* werden oft nicht nur offener ausgesprochen, sondern auch selten genügend gerundet, so daß man in sämtlichen rumäniendeutschen Sprachinseln folgende Realisierungen hören kann: *u:nme:gliç, nɛrvɛ:s, nati:rliç, fi:sɛ*. Diese Erscheinung ist entschieden dem mundartlichen Einfluß zuzuschreiben.

Eine andere allgemein verbreitete Abweichung von der orthoepischen Norm ist das Fehlen des Glottisschlags und des neuen Stimmeinsatzes bei Vokalen: *b̆o:baxtən, əʀlnərn*. Hinzu kommt für das Siebenbürger-Deutsch noch das Hinüberziehen des konsonantischen Silbenauslautes zum nächsten Anlautvokal, sei es innerhalb desselben oder zweier verschiedener Wörter, so daß sich die Segmentierung in Silben wesentlich verschiebt unter dem Einfluß des siebenbürgisch-sächsischen Silbenauslautgesetzes<sup>10</sup>; z. B. *ə – rɪ – nərn, da – zis – taux*.

Bezüglich der Aussprache von Diphthongen stellen wir fest, daß sie ebenso uneinheitlich ist, wie sie in den deutschen Hochlautungsregelungen bei Siebs, im Leipziger Wörterbuch der deutschen Aussprache und im Duden-Aussprachewörterbuch erscheint. Der Di-

<sup>9</sup> Vgl. auch CAPESIUS: Ausspracheregulung, S. 207 f.

<sup>10</sup> Vgl. dazu SCHEINER: Schuldeutsch, S. 47 f.

phthong *ei*, *ai* erscheint im Rumäniendeutsch in drei wesentlichen Varianten als *ae*, *æ* und *al*: *aezən* – *æzən* – *alzən*, *maen* – *maen* – *maln*; der Diphthong *au* wird so ausgesprochen, wie man ihn auch schreibt: *baum*, *haus*, *maus*; *äu*, *eu* wird meist als *ɔl* realisiert: *bɔlte*, *lɔlte*, *mɔlte*. Dabei bemerken wir, daß die rumänischen Diphthonge *ai* und *oi* immer mit einem sehr ausgeprägten Halbvokal *i* und der Diphthong *au* mit dem Halbvokal *ü* ausgesprochen wird, so daß ein Einfluß aus dieser Richtung auf das Rumäniendeutsch der jüngeren Generationen nicht ausgeschlossen ist.

Im Konsonantismus ist wohl am auffälligsten, daß hier durchwegs das Zungenspitzen-*r* artikuliert wird und zwar in sämtlichen Positionen. Die Vokalisierung im Auslaut tritt in der oft stark regional gefärbten Banater Umgangssprache auf. Das Zäpfchen-*r* ist selten und nicht regional bedingt.

Die Aspiration der stimmlosen Okklusive ist im Deutsch, das im siebenbürgischen Raum gesprochen wird, am geringsten, im Gegensatz zu dem im Banat gesprochenen. Dennoch fehlt sie auch hier nicht völlig<sup>11</sup>. Das *g* wird heute in Siebenbürgern allgemein im An- und Inlaut als stimmhafter velarer Verschlusslaut realisiert, während es im Auslaut entweder normgerecht als stimmloser velarer Okklusiv oder als stimmloser velarer Reibelaut ausgesprochen wird: *ta:k* – *ta:x*, *za:k* – *za:x*, *fla:k* – *fla:x*. Diesbezüglich hat sich seine Aussprache im Laufe unseres Jahrhunderts wesentlich verändert, da es noch im Schuldeutsch des ausgehenden 19. Jhs. nur im Anlaut als *g*, im In- und Auslaut aber als Reibelaut realisiert wurde: *ge:gən* – *ge:jən*, *ja:gən* – *ja:γən*, *berk* – *berç*, *fla:k* – *fla:x*. In Fremdwörtern wurde es sogar im Anlaut als stimmhafter Reibelaut ausgesprochen: *germa:nən* – *jerma:nən*, *ge:nus* – *je:nus*<sup>12</sup>. Die Gruppe *-ig* wird meist als *i* + stimmloser velarer Verschlusslaut realisiert: *kø:nlk*, *firtslk*, *ve:nlk*. Die velare Artikulation des *l* ist nur in Siebenbürgen sehr stark verbreitet und für seine Sprecher kennzeichnend.

Neben diesen ziemlich allgemein verbreiteten Abweichungen von der Norm der gemäßigten Hochlautung gibt es noch eine ganze Reihe spezieller Aussprachebesonderheiten, die einerseits regional und mundartlich bedingt sind, andererseits auch durch Anlehnung an das Schriftbild verursacht werden. Wir wollen hier nur kurz die Aussprache des Dehnungs-*h* zwischen *e*-Lauten erwähnen wie: *e:hε*, *raehε*, *ge:hən*

<sup>11</sup> Anders sieht das SCHEINER: Schuldeutsch, S. 41.

<sup>12</sup> Vgl. SCHEINER: Schuldeutsch, S. 43.

und die des *s*-Anlautes, der im Banater und Sathmarer Deutsch fast allgemein stimmlos realisiert wird, während sich diese Erscheinung in Siebenbürgen nur auf einige Wörter fremden Ursprungs erstreckt wie: *sala:t*, *si:rurp* und auf den Namen des Volksstammes selbst: *zi:bənb Yrgər sakşən*.

Typisch siebenbürgisch mundartlich ist die Gewohnheit, zwischen zwei Konsonanten einen dritten, ursprünglich nicht dazugehörigen, einzuschieben. Diese Erscheinung tritt bei den Konsonantenverbindungen *ls*, *lch*, *ns* und *nsch* auf, wo ein *t* zwischen Liquida bzw. Nasal- und Reibelaut artikuliert wird, so daß die Lautverbindungen *lts*, *ltç*, *nts* und *ntf* entstehen: *alts*, *halts*, *zalts*; *veltç*, *zoltç*; *unts*, *Ints*, *na:mənts*; *mentf*, *vuntf*<sup>13</sup>.

Die hier aufgezeigten Ausspracheeigentümlichkeiten sind wohl größtenteils auf die mundartliche Artikulationsbasis zurückzuführen, für die es kennzeichnend ist, daß die gesamte Artikulation durchweg zu schlaff und zu träge ist<sup>14</sup>; außerdem aber werden die Laute fast alle weiter vorn im Mundraum gebildet. Andererseits müssen sicherlich auch die mundartlichen Sprachgewohnheiten berücksichtigt werden, die hauptsächlich dafür verantwortlich sind, daß dialektale Kürzen auf hochsprachliche Längen übertragen werden oder daß dialektale Längen auch in der Hochsprache beibehalten werden, obwohl sie dort phonologisch zum System der kurzen Vokalphoneme gehören.

In der Morphologie bietet besonders die Flexion Anlaß zu einigen interessanten Feststellungen. Zunächst kann man behaupten, daß die Formen im allgemeinen normgerecht angewandt werden. Sicherlich gibt es auch viele Fälle, in denen der Sprachgebrauch schwankt, aber solchen Schwankungen begegnet man auch im Binnendeutsch, darüber zahlreiche Untersuchungen handeln und denen auch ein Standardwerk wie die Duden-Grammatik Rechnung trägt. Manche dieser Parallelformen werden als Entwicklungstendenzen des Gegenwartsdeutsch ausgewiesen<sup>15</sup>. Auf das Rumäniendeutsch übertragen möchten wir mit diesem Begriff jedenfalls vorsichtiger umgehen und die eine oder andere Erscheinung nicht unbedingt als Entwicklungstendenz

<sup>13</sup> Vgl. SCHEINER: Schuldeutsch, S. 48.

<sup>14</sup> Vgl. SCHEINER: Schuldeutsch, S. 40 ff. und CAPESIUS: Ausspracheregulation, S. 206 ff.

<sup>15</sup> Vgl. MOSER, HUGO: Sprache – Freiheit oder Lenkung? In: Duden-Beiträge, Heft 25 (1967); Kleine Enzyklopädie, S. 263 ff.



betrachten. Die schon wiederholt behandelten Fälle, wie beispielsweise das Vordringen der präpositionalen Fügungen oder die Schwankungen in der Rektion, in der Pluralbildung, im Artikelgebrauch usw. greifen wir hier nicht wieder auf, denn im Prinzip handelt es sich um den gleichen Vorgang. Vielleicht sollte man auch in diesem Zusammenhang noch einmal sagen, daß der Ursprung solcher Abweichungen hier nicht in der Umgangssprache, sondern in erster Linie in der Mundart zu suchen ist; denn wenn es im Siebenbürgerdeutsch beispielsweise *der Zwiebel* oder *der Polster* heißt, und man *sich auf etwas erinnert*, im Sathmarer Gebiet aber *es nicht erinnert*, so sind das offensichtlich dialektale Formen, genauso wie die präpositionalen Fügungen in den Beispielen: *Der Jäger sagte gegen die Großmutter* oder *Komm bei mich*.

Einige Besonderheiten bietet aber die Verbalflexion. Auffallend ist hier die starke Verbreitung der analytischen Bildungsweise, die besonders in drei Bereichen in Erscheinung tritt: Erstens im Konjunktiv II, wo die Umschreibung mit *würde* + Infinitiv nicht nur bei schwachen Verben eingesetzt wird, sondern sehr häufig auch bei solchen der starken Konjugation und bei den Modalverben, obwohl diese den Konjunktiv II formal deutlich kennzeichnen, wie z. B. *Darauf sagte der Meister, wir würden das bis morgen nicht fertig machen können*. Im Banat hört man sogar die Umschreibung mit *mögen* + Infinitiv: *Was anderes wär's, wenn ich nachher möcht' in die Stadt kommen*.

Zweitens erscheint sie in der Verwendung der Umschreibung mit *sollen* + Infinitiv, deren Anwendungsbereich äußerst umfangreich ist, da er sich von der Modalität über Konjunktiv, Tempus und Verlaufsweise bis hin zu syntaktischen Fügungsmitteln erstreckt. Dafür einige Beispiele:

- im Aussagesatz: *Der Vater hat nur nachgeschaut, daß die Arbeit gut gehen soll*;
- im Aufforderungssatz: *aber sollen wir die Resultate konfrontieren!*
- im Befehlssatz: *Du sollst jetzt aufhören zu weinen!*
- im Fragesatz: *Wohin sollst du gehen?*
- in der Konjunktivumschreibung: *Wir haben dann immer gedacht, daß sie etwas an der Wirbelsäule haben sollte, aber es war nicht der Fall*;
- als Ersatz satzwertiger Infinitive mit finalem Inhalt: *Sie waren zu einem Mann gegangen, sie sollten ihm das Geld stehlen*.

Drittens kommt die analytische Bildungsweise im häufigen Gebrauch der Perfektformen zum Ausdruck, und zwar werden sie auch dort eingesetzt, wo es sich um eine berichtende oder erzählende Darstellung von in der Vergangenheit abgeschlossenen Geschehen handelt, wo also richtig das Präteritum stehen müßte: *Als es dann aufgehört hat zu regnen, sind wir nach Hause gegangen. Plötzlich ist er stehen geblieben und hat sich umgedreht.* Man geht sogar noch weiter und verwendet in der Erzählung für abgelaufene Vorgänge und Handlungen das Plusquamperfekt. Es handelt sich dabei nicht um die Stufe der Vorvergangenheit, sondern um eine deutliche Hervorhebung des Vergangenen: *Das war vor zwei Jahren. Damals hatte ich auf einer Baustelle gearbeitet und war jeden Tag um 5 Uhr in die Stadt gefahren.* Hierzu muß bemerkt werden, daß den Mundartsprechern das Präteritum als Vergangenheitstempus in gewissen Sprechsituationen mit Darstellungscharakter kaum geläufig ist. Während der Dialektaufnahmen in Ortschaften mit sächsischer Bevölkerung in Siebenbürgen zeigte es sich auch immer wieder, daß die Gewährleute, nach den mundartlichen Vergangenheitsformen verschiedener Verben befragt, fast ausschließlich Perfekt- und Plusquamperfektformen nannten und es oft sehr schwierig, in manchen Fällen gar unmöglich war, dem betreffenden Informator das Präteritum hervorzulocken.

Weiter fällt auf, daß man im Siebenbürger Deutsch sehr oft der hier nicht mundartlich bedingten Form *ich gib, ich iß, ich lies* begegnet, d. h. der für die 2. Pers. Sg. Ind. Präs. charakteristische *e/i*-Wechsel wird auch auf die 1. Pers. Sg. übertragen<sup>16</sup>. Als Gegenstück dazu tritt im Banater Deutsch die aus der Mundart übernommene Form *eß!, les!, nehm!* für die 2. Pers. Sg. des Imperativs auf.

Besonders unter der Landbevölkerung hört man, in Anlehnung an das Siebenbürgisch-Sächsische, zuweilen starke Formen des Partizips II von Verben, die zur schwachen Konjugation gehören: *Una' er hatte ihn in den Sack gestochen; Da hatten sie sich alle verstoichen.* In der Mundart fallen die Grundformen der beiden Verben *stecken* und *stechen* zusammen, so daß die Formen *gestochen* und *verstoichen* für *gesteckt* bzw. *versteckt* in Analogie zu *stechen* entstanden sind.

Im Satzbau spricht man oft von der Neigung zur Ausklammerung. Diese Tendenz ist sicherlich nicht neu, sie hat sich aber im Gegenwarts-

<sup>16</sup> Vgl. auch Capesius: Ausspracheregulung, Anmerkung 15.

deutsch stark ausgebreitet und ist vor allem ein Attribut der Schriftsprache, wo die Regeln der Rahmenkonstruktion bedeutend strenger befolgt werden<sup>17</sup>. In der gesprochenen Sprache dürften diese Regeln immer schon flexibler gehandhabt worden sein, so daß die Ausklammerung hier nicht eine Tendenz, sondern vielmehr ein Kontinuum im Satzbau darstellt. In den von uns untersuchten Texten tritt die Ausklammerung sozusagen als Normalfall auch auf, wird aber nicht überbetont, da man vorwiegend in kurzen Sätzen spricht und deshalb die Rahmenkonstruktion nicht überbelastet wird. Es ist auch zu bemerken, daß die Ausklammerung in der gesprochenen Sprache nicht von stilistischen Erwägungen bedingt wird, sondern daß dabei, vom Charakter der Partnersprache her determiniert, hauptsächlich vom Kommunizierenden gesetzte Mitteilungswerte ausschlaggebend sind, wie z. B. das Herausstreichen eines besonderen Gedankens, das Nachtragen einer bestimmten Bemerkung usw. Ausgeklammert werden vor allem Präpositionalgefüge, in der Rolle von Objekten oder Adverbialbestimmungen, aber auch Einzelwörter oder Wortgruppen in der Rolle eines Attributs oder eines Subjekts, sowie auch satzwertige Infinitive: *Und sie haben armselig genug gelebt, weil damals war der Krieg inzwischen. Die Mutter zu Hause hat genug zu tun gehabt mit den Kindern.*

Die Beobachtung, daß in der gesprochenen Sprache vornehmlich kurze Sätze gebaut werden, bestätigt gleichzeitig auch ein anderes Merkmal, nämlich die Neigung zum parataktischen Satzbau. Ein Durchschnittsprecher wird sich bei der Behandlung eines Alltagsthemas auch in der Hochsprache meist einfacher Sätze bedienen und eine präventöse Bauweise meiden, um nicht Gefahr zu laufen, sich in eine konstruktions-technische Sackgasse hineinzureden. Natürlich darf eine solche Aussage nicht verabsolutiert werden, denn es hängt in erster Linie vom Bildungsgrade des Sprechers und von seiner Redegewandtheit ab, in welcher Weise er baut und fügt. Aber nicht nur davon, sondern in hohem Grade auch vom behandelten Thema und von der Sprechsituation. So konnten wir beobachten, daß Märchenerzähler beispielsweise viel häufiger den parataktischen Satzbau gebrauchen, während er in Darstellungen von Erlebnissen oder Vorgangsbeschreibungen seltener auftritt. Z. B. ergab der von einer Bäuerin erzählte Hänsel-und-Gretel-

<sup>17</sup> Vgl. BRINKMANN, HENNIG: Die deutsche Sprache, Düsseldorf <sup>2</sup>1971. S. 493 ff.; BRINKMANN, HENNIG: Der deutsche Satz als sprachliche Gestalt. In: Wirkendes Wort, Sammelband 1 (1962) S. 220 ff.; Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, bearb. von Paul Grebe, Mannheim <sup>2</sup>1966, S. 636 ff.

Text, daß die Satzgefüge nur 4% von der Gesamtzahl der gebrauchten Sätze ausmachen, während bei der Kommentierung eines Volksbrauchs im Urzeltag-Text über 40% der verwendeten Sätze in Satzgefügen auftreten. Weiterhin ergab eine auf die Fügungsweise der Sätze hin gezielte Untersuchung aller Texte, daß von der Gesamtzahl der Sätze etwa 80% Hauptsätze und nur 20% Satzgefüge darstellen. Es geht auch hervor, daß alle durch Konjunktionen hergestellten Relationen zwischen den Sätzen — dabei hatten wir sowohl die Verbindung zwischen nebengeordneten wie auch die zwischen Leitsätzen und untergeordneten Sätzen im Auge — zu über 50% durch die Konjunktion *und* realisiert werden. Bei den Einzelsprechern verschiebt sich wohl dieses Verhältnis, z. B. liegt in dem von einem Schüler gesprochenen Text der Prozentsatz im *und*-Gebrauch viel höher — 94% — als in dem von einem Beamten gesprochenen, wo die *und*-Verbindungen zwar auch an erster Stelle rangieren, in der Gesamtzahl der angewandten Konjunktionen aber bloß 26% vertreten. Dies sind die beiden extremen Fälle. In den Texten der übrigen Sprecher bewegen sie sich zwischen 40% und 50%. Dieser Vorzug, den *und* im Vergleich zu anderen Konjunktionen genießt, ist auch dadurch zu erklären, daß *und* öfter als Verlegenheitswörtchen eingeschoben wird, wo seine Aufgabe also weniger die der Verbindung zweier Sätze als vielmehr die der Gedächtnisbrücke ist. Interessant erscheint uns auch die Feststellung, daß neben *und* nur noch *aber* bei allen Sprechern auftritt. An dritter Stelle steht die Konjunktion *daß*, die von 75% der Sprecher eingesetzt wurde, während *wenn* und *da*, die in dieser Aufstellung den 4. bzw. 5. Platz belegen, nur von der Hälfte der Sprecher gebraucht wurden. Es folgen *denn*, *auch*, *als*, *sondern*, *bis*, *wie*, *oder* etc. Von je einem Sprecher wurden gebraucht: *deswegen*, *ehe*, *damit*, *indem*, *obwohl*, *entweder* . . . *oder*, *warum*. Was die Häufigkeit im Gebrauch dieser Konjunktionen anbelangt, ergibt sich, wenn man von *und* absieht, folgendes Bild: *daß* nimmt mit 7,2% den 2., *aber* mit 7% den 3. Platz ein; es folgen *denn* mit 6,5%, *da* mit 4,8%, *wenn* mit 4,1%.

Diese Aufstellungen zeigen deutlich die Diskrepanz, die zwischen dem *und*-Gebrauch und dem der übrigen Konjunktionen herrscht. Sicher besteht diese Kluft nicht nur im Rumäniendeutsch, sondern sie dürfte überhaupt ein Merkmal der von einem Durchschnittssprecher gesprochenen Sprache sein. Sie untermauert aber in gewisser Weise die eingangs vorgebrachte Behauptung, daß den Vertretern einer Insel-sprache im allgemeinen weniger syntaktische Fügungsmittel in ihrer

Gebrauchssprache geläufig sind und ihr Satzbau deshalb ärmlicher und eintöniger erscheint.

Schließlich noch einige Gedanken zum Wortschatz. Es zeigt sich immer wieder, daß dieser Bereich die meisten Wandlungen durchmacht, denn in ihm finden zuerst seinen Niederschlag, was Wissenschaft und Technik neu entdecken, was die Gemeinschaft an neuen geistigen und kulturellen Werten schafft, was in der Gesellschaft an neuen Einrichtungen und Beziehungen, an neuen Lebensformen entsteht. Die Möglichkeiten der sprachlichen Bewältigung dieses Ansturms von neuen Begriffen, Sachen und Einrichtungen sind ganz verschieden; aber auch ihre Ausstrahlung und Wirkung können nicht einheitlich sein. Sie sind es nicht in einer Gemeinschaft, in der Muttersprache und Landessprache identisch sind, um so weniger sind sie es in einer Inselfsprache, die bei weitem nicht über die Möglichkeiten der sprachlichen Gestaltung einerseits und deren Verbreitung und Pflege andererseits verfügt, wie eine Staatssprache. Hinzu kommt, daß gar manche Begriffe und Lebensformen sowie soziale und kulturelle Einrichtungen, die in der Gemeinschaft bereits ihren Niederschlag gefunden haben, im Heimatland der Sprachinselgruppe keine Entsprechungen haben und folglich auch in deren Sprachgebrauch nicht repräsentiert sind. Hingegen hat die Inselfsprache jene Realitäten sprachlich wiederzugeben, die im Leben ihres Heimatlandes erscheinen und den dortigen Kommunikationsbedürfnissen entsprechen müssen.

Der Wortschatz der rumäniendeutschen Sprachinseln setzt sich aus mehreren Komponenten zusammen, von denen wir drei als besonders wichtig betrachten:

Als erste nennen wir den neuhochdeutschen Wortschatz. Neben seinem Grundbestand, der bereits in den verschiedenen Einwanderungsperioden als mundartliches Wortgut ins Land mitgebracht wurde und sich hier im Laufe der Zeit und unter dem Einfluß der Schriftsprache gefestigt hat, wurde er auf dem Wege jahrhundertalter kultureller und wirtschaftlicher Beziehungen aus dem binnendeutschen Raum ständig bereichert. Formen und Formeln der gesprochenen Sprache finden kaum Eingang.

Der Wortschatz des Siebenbürger-Deutsch hat westmitteldeutschen Charakter<sup>18</sup> mit oberdeutsch-österreichischer Färbung, während

<sup>18</sup> Vgl. KLEIN: *Transsylvania*, S. 321.

das Banater Deutsch in größerem Ausmaße vom Oberdeutschen geprägt wird, aber auch mitteldeutschen Einschlag hat. Dies ist einerseits aus der Zugehörigkeit seiner Sprachträger zu westmittel-, mittel- und oberdeutschen Mundarttypen erklärlich, andererseits aus den historischen Gegebenheiten, denn es darf nicht vergessen werden, daß dieses Sprachgebiet bis 1918 zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehört hat. Hierher zählen wir neben *Fleischer* und *Tischler* auch Wörter wie *Paradeis*, *Kipfel*, *Semmel*, *Rahm*, *Ribisel*, *Topfen*, *Karfiol*, *Tasse* (= Tablett), *Schale* (= Tasse) u. a. m.

Im sozial-politischen Bereich hat sich die Terminologie in der Nachkriegszeit im Einklang mit der in der DDR gebrauchten weiterentwickelt. Es sind vor allem Ausdrücke, welche die neuen Verhältnisse und Realitäten benennen, die im Zuge der sozialistischen Umgestaltung der Gesellschaft entstanden sind, wie z. B.: *Bestbetrieb*, *Betriebsfonds*, *LPG*, *Leitungskader*, *sozialistischer Wettbewerb*, *Agitationsbrigade* usw.

Als zweite Komponente nennen wir die bodenständigen Mundarten, aus denen das Rumäniendeutsch den größten Teil seines, wenn auch nicht allzu umfangreichen Eigenwortschatzes schöpft. Zum Teil werden diese Wörter und Wendungen noch als siebenbürgisch-mundartlich empfunden, wie z. B.: *er brachte ein wieviel* (= einige) *Steine*; *dann hab ich ihm eine Pletsch* (= Ohrfeige) *gegeben* – dazu: *verpletschen* (= ohrfeigen), *die Tür zupletschen* (= zuschlagen), *aufpletschen* (= hinschlagen); *Es waren viele Leute dort, wir konnten uns kaum bedrehen* (= hatten keinen Platz) oder: *Sie redet in einem* (= ununterbrochen). Zum Teil gehören diese aber schon zum festen Bestand der deutschen Alltagssprache<sup>19</sup> und werden nicht mehr als mundartlich gewertet: *Schopfen* für Schuppen, *picken* für kleben – dazu: *verpickte Haare*, *pickige Hände*; hierher gehört auch die eigenständige Verwendung des Verbs *gewinnen* in der Bedeutung herausnehmen: *Kinder, gewinnt die Hefte aus der Bank! Gewinn die Hände aus der Hosentasche!*

Als dritte Komponente erwähnen wir schließlich die Übernahme fremden Wortgutes aus den Sprachen der mitwohnenden Völkerschaften, speziell aus dem Rumänischen und in geringerem Maße aus dem Ungarischen. Diese Übernahme geschieht einerseits durch

<sup>19</sup> Vgl. auch CAPESIUS, BERNHARD: Komplexe Sprachbetrachtung in der siebenbürgischen Dialektforschung. In: Forschungen zur Volks- und Landeskunde 5, Bukarest (1961), S. 147 ff.

Lehnübersetzungen und -prägungen wie: *Winterbaum* aus rum. *pom de iarnă*, *Volksrat* aus rum. *sfat popular* in der Bedeutung Bürgermeisteramt, *Kulturalisierung* aus rum. *culturalizare* für Maßnahmen zur Hebung des Kulturniveaus, *ein Telephon geben* aus rum. *a da un telefon* für anrufen u. a. m. Andererseits wird das fremde Wortgut als solches übernommen und in den deutschen Satz eingebaut. Hierzu zählen wir Wörter wie: *Gogoschar* aus rum. *gogoşar* für Tomatenpaprika, *Winete* aus rum. *pătlăgea vinătă* für Eierfrucht, Aubergine, *Preschedinte* aus rum. *preşedinte* für Vorsitzender, Präsident, *Militzer* aus rum. *milişian*, für Polizist, *Navetă machen* aus rum. *a face navetă* für Pendelverkehr. Einige diese Wörter, die schon vor längerer Zeit übernommen wurden, sind heute eingedeutscht, wie beispielsweise *Hattert* aus magy. *határ* rum. *hotar* für Gemarkung.

Im Hinblick auf die Situation des Rumäniendeutsch und in gewisser Hinsicht auch auf den Status der Sprachinseln im allgemeinen können abschließend folgende Feststellungen gemacht werden:

Der Begriff Hochsprache, bzw. gesprochenes Hochdeutsch, wird in einem etwas weiter gesteckten Rahmen verstanden als im binnendeutschen Sprachraum, da das Bewußtsein von der Differenziertheit der Formen Hochsprache – Umgangssprache im Vergleich zu der Unterscheidung Mundart – deutsche Gemeinsprache weniger stark ausgeprägt ist. Die gesprochene Realisierung der deutschen Hochsprache liegt hier dem lokalgefärbten Umgangsdeutsch wesentlich näher. Ob hochsprachlich oder umgangssprachlich fällt, vom Standpunkt des hochsprachlichen Normempfindens her, weniger ins Gewicht als das Bestreben, den Übergang vom Sächsischen bzw. Schwäbischen zum Deutschen herzustellen.

Sprachpflege und Sprachlenkung bewegen sich in der Sprachinsel auf einer bedeutend schmaleren Spur als im deutschen Binnenraum, was dazu führt, daß auch ihre Wirkung geringer ist. Sprachpflege wird hauptsächlich von der Schule geübt, aber auch dort bleibt sie vorrangig auf das Unterrichtsfach Deutsch beschränkt. Die Schule wiederum kann dem sprachlichen Übergewicht an nicht hochsprachlichen Formen aus der Umwelt kein entsprechendes Gegengewicht an normgerechtem Sprachgebrauch entgegenstellen. Dies vor allem, weil ihre Wirkung zeitlich begrenzt und andererseits die Hochsprache beim Großteil der Bevölkerung einer Art Sonntagssprache ist und keinen genügenden Rückhalt im alltäglichen Kommunikationsprozeß besitzt. Hinzu

kommt, daß die spracherzieherische Einflußnahme der Massenmedien in der Sprachinsel sehr gering ist und objektiv mit der binnendeutschen in keiner Weise verglichen werden kann in bezug auf Kontinuität, Ausmaß und Effizienz. Um so mehr gewinnt in der Sprachinsel das von HUGO MOSER aufgestellte sprachpädagogische Ziel an Bedeutung, nämlich, unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse, „die Sprachgemeinschaft zu einem geschärften Empfinden für die Norm der Sprache zu erziehen, auch im Sinne der Unterscheidung sprachlicher Schichten“<sup>20</sup>.

Weiter geht aus dem untersuchten Material hervor, daß besonders in der Aussprache und im Wortschatz Eigenmerkmale des Rumäniendeutsch anzutreffen sind, während der Satzbau im allgemeinen in Übereinstimmung mit den gültigen Regeln der Hochsprache angewandt wird. Wohl treten auch hier manche Besonderheiten auf, doch sind sie weniger augenfällig und gehen in erster Linie auf den Status der gesprochenen Sprache zurück.

Schließlich zeigen die Ergebnisse dieser Untersuchung, daß sich das Rumäniendeutsch unserer Tage, verglichen mit jenem, wie es von SCHEINER und CAPESIUS beschrieben wurde (s. o.), in vieler Hinsicht enger an die Norm des Hochdeutschen angeschlossen hat und als deutsche Inselsprache eine festgefügte Einheit bildet, die ihrer Aufgabe als entscheidendes Mittel der Kommunikation innerhalb und außerhalb der Sprachgemeinschaft vollauf gerecht wird.

<sup>20</sup> MOSER: Sprache – Freiheit oder Lenkung?